

Im Gespräch mit einer Schweizerin,
die im Pine Ridge Indianer-Reservat
ein Schulprojekt betreut

ISABEL STADNICK – EINE FRAU MIT EINER VISION

Als die Schweizerin Isabel Hartmann im Sommer 1989 nach Süd-Dakota reist, um das Pine Ridge Reservat der Lakota-Indianer zu besuchen, ahnt sie nicht, dass sie kommt, um zu bleiben. Sie heiratet den Lakota Bob Stadnick. Als ihr Mann nach acht Jahren plötzlich stirbt, kehrt Isabel mit den gemeinsamen Kindern für eine Weile in die Schweiz zurück. Doch das Heimweh nach Süd-Dakota ist zu stark, und auch ihre Kinder, inzwischen Teenager, wollen wieder bei den Lakota leben. 2008 zieht die Familie erneut um, diesmal – da ist sich Isabel Stadnick sicher – für immer. Die Schweizerin engagiert sich für ein aus Privatspenden finanziertes Kindergartenprojekt, das Lakota-Kultur mit Waldorf-Pädagogik verbindet. Ihr langfristiges Ziel: Ein Schulzentrum, um den Lakota eine Perspektive und die Möglichkeit zu geben, ihre Sprache und ihre Kultur zu bewahren.

Die Weite der Prärie hat es Isabel Stadnick angetan.

Hat sich durch das Leben bei den Lakota Ihr Blick auf Europa und auch auf die USA verändert?

Ja – ich sehe die Dinge mittlerweile mehr aus Sicht der Lakota. Ich habe mich schon vor meiner Zeit bei den Lakota sehr intensiv mit der indianischen Geschichte beschäftigt und hatte deshalb auch schon immer ein differenziertes Bild von den USA. In den meisten amerikanischen Schulen lehrt man nur eine Seite der Geschichte aus Sicht der weißen Siedler. Die andere Seite wird völlig ausgeblendet. Die Massaker und der Völkermord an den Indianern werden nicht unterrichtet. So wachsen die Kinder in den USA mit einem verzerrten Bild der amerikanischen Geschichte auf. Das führt dazu, dass der Großteil der Amerikaner leider sehr rassistisch und vollkommen desinteressiert ist, wenn es um die Indianer geht.

Spüren Sie diese Ressentiments auch selber?

Jeden Tag, wenn ich einkaufen gehe. Wenn die Leute hören, dass ich nach Pine Ridge will, warnen sie mich, dass es dort sehr gefährlich sei. Wenn ich antworte, ich lebe dort, ist in der Regel die Konversation sofort beendet. Es kommt dann immer zu diesen peinlichen Situationen, wenn die Leute verstummen. Man kann mit ihnen nicht diskutieren. Die Vorurteile sind so groß.

Und offenbar auch die Ignoranz gegenüber den heiligen Stätten der Indianer, wie beispielsweise die Black Hills. Im Mount Rushmore sind die Köpfe von vier Präsidenten gemeißelt worden, ohne Rücksicht auf den sakralen Hintergrund des Gebirges.

Das schockiert mich immer wieder. Schlimmer noch, es erfüllt mich mit Wut. Die Black Hills bringen Millionen durch den Tourismus ein. Eigentlich ist das Indianerland. Aber der Staat Süd-Dakota denkt überhaupt nicht daran, ein Prozent der Einnahmen in die Reservate fließen zu lassen. Dabei wirbt man immer gern mit den Indianern. Im Flughafen von Rapid City hängen viele schöne Indianerbilder, so dass die Touristen gleich sehen: Aha, wir sind im Indianerland.

Es gibt seit Jahren doch das Projekt in den Black Hills, auch ein Monument für Häuptling Crazy Horse in den Fels zu schlagen, ähnlich wie die Präsidenten im Mount Rushmore. Kommt dieses Projekt den Indianern denn zugute?

Dieses Monument ist eine zwiespältige Sache. Damit wird sehr viel Geld verdient, aber auch das fließt nicht den Indianern zu. Zwar steht ganz groß geschrieben, mit dem Profit solle eine Universität für indianische Jugendliche in den Black Hills gebaut werden. Aber da stellt sich sofort die Frage, wieso in den Black Hills? Die wohnen hier im Reservat. Wir haben hier das Ogalala College, dem die Gelder doch zugutekommen könnten, aber die Studenten sehen nichts

davon. Das ist eine ganz verlogene Sache. Die Gelder, die in dieses Monument gesteckt werden, könnte man besser in Häuser investieren. Das größte Problem im Reservat sind die Häuser. Sie bestehen teils nur aus schlecht isolierten, billigen Spanplatten und verbrauchen viel Heizkraft, denn die Winter sind hier immer bitter kalt. Es wäre wirklich sinnvoll, in gut isolierte Häuser zu investieren, die erneuerbare Energien nutzen.

Isabel Stadnick mit ihren Töchtern Celestine (l.) und Caroline (r.) und deren Freundinnen beim Pow Wow.



Lakota-Waldorf-Kindergarten

Bevor Sie das erste Mal nach Pine Ridge kamen, haben Sie sich mit Geschichte und Lebensweise der Indianer beschäftigt. Im Buch schreiben Sie von einer Ernüchterung, als Sie dort ankamen.

Ich glaube, auch wenn man ganz offen an eine Sache herangeht, hat man immer eine bestimmte Vorstellung im Kopf von dem, was einen erwartet. Was mich am meisten ernüchtert hat, waren der Umgang mit Abfall und alten Autos und das Fast Food. Wobei ich es mittlerweile verstehe und nicht verurteile. Ich habe etwas Mühe mit Menschen, die gleich urteilen und sagen, die könnten doch eine Fabrik bauen oder dies und das machen. Ich sage dann immer, wenn man die Geschichte dieses Volkes sieht, ist es sehr heikel, die Menschen hier für ihr Verhalten zu verurteilen. Nehmen wir z.B. den Abfall. Es gibt hier keine geregelte Entsorgung, also bringen die Leute den Müll auf den Damm oder vergraben ihn irgendwo in den Bad Lands. Wenn ich nach Rapid City fahre, muss ich lange suchen, um beispielsweise Batterien zu entsorgen. In der Schweiz oder in Deutschland stehen überall die Boxen dafür bereit.

Aber das Überwältigendste, als ich hierher kam, war für mich einfach das Gefühl: Ich bin da! Egal, wie es aussieht, egal wie schwierig es wird, ich bin angekommen. Es hat mich auch sehr überrascht, wie sehr der spirituelle Teil des Lebens hier noch praktiziert wird.

In Pine Ridge sind es schätzungsweise noch 250 Indianer von 40.000, die noch fließend Lakota sprechen können.



Zum Kindergartenprojekt gehört auch ein Biogarten.



Die Kinder lernen Kunst und Handwerk ihres Stammes.



Es war Ihnen ziemlich schnell klar, dass Sie dort bleiben wollen. Was hat Sie so sicher gemacht, dass es das ist, was Sie wollen und wie Ihr Leben zukünftig aussehen soll?

Ich hatte es einfach im Gefühl, tief in mir drin wusste ich, das ist richtig so. Ich bin jemand, der an Visionen glaubt. Deshalb versuche ich auch meinen Kindern zu vermitteln, wenn ihr ein Bild von etwas im Kopf habt, das ihr gern möchtet, dann folgt ihm, lasst diese Vorstellung nicht los. Sie gibt dir eine Richtung im Leben. Es ist möglich, seine Vorstellungen zu verwirklichen.

Ich kam nicht hierher mit dem Ziel, zu bleiben. Als ich dann aber da war, fühlte ich, dass die Lakota ein starker Teil von mir sind. Es war das Land, die Begegnung mit den Menschen und natürlich meinem Mann Bob und die Sprache, die mir das Gefühl gaben, angekommen zu sein. Bis heute geht es mir so, dass, wenn ich die Sprache höre, sie mein Herz berührt. Sie ist wie eine Ursprache für mich. Die Lakota sagen, die Sprache ist das Heilige ihrer Kultur; sie reflektiert ihre geistige Welt.

Haben Sie versucht die Sprache zu lernen?

Ich bin dabei. Ich habe mich als Studentin im Ogalala College für Lakota Studies eingeschrieben. Dort lerne ich alles, was mit den Lakota zu tun hat: Geschichte, Kunst, Kultur und Sprache. Es ist irrsinnig schön, wengleich nicht sehr einfach. Schade ist allerdings, dass man es wenig nutzen kann. Die Umgangssprache ist Englisch.

Wie groß ist denn das Interesse der jungen Generation, dieses Erbe zu lernen und zu erhalten?

Viele der Eltern, die ihre Kinder zu uns bringen, lieben die Art, wie wir unterrichten. Ihr Hauptmotiv ist weniger, dass sie die Sprache lernen. Das ist eher bei der älteren Generation ein Thema. Wie sehr es das auch für die junge Generation wird, muss sich zeigen. Die Alten beschwören die Eltern, ihren Kindern die Lakota-Sprache weiterzugeben. Sonst ist es irgendwann zu spät. Die einzigen, die noch fließend Lakota sprechen, sind laut Statistik über 50 Jahre alt. Die Lebenserwartung hier im Reservat ist allerdings nicht sehr hoch. Die meisten sterben im Alter um 50 Jahre und mit ihnen stirbt auch die Sprache. In Pine Ridge sind es schätzungsweise noch 250 Indianer von 40.000, die sie noch fließend können! Es gibt noch die Subkultur derjenigen, die zu den Trommelgruppen der Pow Wows gehören. Sie können viele hundert Lieder in Lakota singen, aber in ihrem Alltag spielt die Sprache keine Rolle.

Wie lernen die Kinder denn Lakota?

Wenn die Jugendlichen am Ogalala College Lakota lernen, sprechen sie es nur im Unterricht. Sobald sie draußen sind, sprechen sie wieder nur Englisch. Die Alten hier sagen, man lernt die Sprache nur, indem man sie wirklich verwendet, und zwar von klein auf. Es gibt ein Schulprojekt der Arapaho in Wyoming. Sobald man dort durch die Tür tritt, wird kein Englisch mehr gesprochen, nur noch die Native-Sprache. Deshalb ist unser Ziel, im nächsten Sommer eine erste Klasse zu gründen, die wirklich nur in Lakota unterrichtet wird. So hören sie vom ersten Moment an ihre Sprache.

Haben Sie sich, bevor Sie das erste Mal ins Reservat gereist sind, schon mit der indianischen Spiritualität beschäftigt?

Das Spirituelle ist schon immer ein Teil von mir und meinem Leben gewesen. Ich habe uns Menschen immer schon als Teil der Natur und als verbunden mit der Erde angesehen. Als ich dann hierher kam und gesehen habe, wie die Lakota beten und ihre Spiritualität leben, habe ich mich gleich verstanden gefühlt, denn genauso denke ich auch. Die Indianer sprechen übrigens nicht von Religion. Das ist eine Institution, mit der sie nichts zu tun haben. Sie verwenden eher den Begriff Spiritualität. Sie brauchen keine Institution, in der sie Mitglied sind. Sie sind sehr frei im Denken und offen. Es gibt welche, die am Wochenende in die Kirche gehen und im Sommer die Sonnentänze besuchen oder abends in die Schwitzhütte gehen und an Zeremonien teilnehmen. Hier gibt es kein Schwarz-Weiß-Denken in Bezug auf den Glauben.

Da können sich manche Anhänger der Weltreligionen in Bezug auf Offenheit und Toleranz eine Scheibe abschneiden.

Absolut, und ich denke, das war auch der Grund, warum die Indianer so unter die Räder kamen. Sie sind ein sehr offenes Volk, sie heißen Fremde willkommen und es ist ein Teil ihrer Lebensart, das was da ist mit dem Gast zu teilen. Als die Eroberer kamen, haben die Indianer sie willkommen geheißen. Sie gingen nicht davon aus, dass die, die kamen, nicht teilen wollten, sondern ihnen alles wegnehmen würden. Dieses Besitzdenken, das wir als weiße Kultur kennen, ist ihnen völlig fremd. Wir denken, je mehr man hat, desto höher ist die eigene Position und das Ansehen in der Gesellschaft. In

der Lakota-Kultur ist es genau umgekehrt. Sie baut das Ansehen eines Menschen darauf auf, was er weggibt. Bis heute gibt es noch die *Give Aways*. Das sind Feste, bei denen man Geschenke verteilt. Das ist hier das A und O, wenn man das nicht versteht, kann man die Indianer nicht verstehen.

Wie viel Raum nehmen denn spirituelle Traditionen im Alltag der Lakota ein?

Einen großen Raum. Die Sonnentänze finden beispielsweise im Juni und Juli statt. Wenn jemand sich zur Teilnahme verpflichtet, dann bedeutet das, er macht dies in den nächsten vier Jahren. Wenn jemand einen Job hat und sich für den Sonnentanz gemeldet hat, kann man sicher sein, dass er während dieser Zeit nicht am Arbeitsplatz erscheint. Wenn er dafür nicht frei bekommt, riskiert er lieber dafür seine Stelle als nicht zum Sonnentanz zu gehen.

Als ich vor 20 Jahren das erste Mal her kam, gab es noch relativ wenige Schwitzhütten-Zeremonien, doch das hat sich geändert. Viele Ältere sind sehr engagiert dabei und sorgen dafür, dass die *Inipi* sich immer weiter ausbreitet, damit auch die Jungen in diese Tradition eingeführt werden.

Die Indianer sprechen nicht von Religion. Das ist eine Institution, mit der sie nichts zu tun haben. Sie verwenden eher den Begriff Spiritualität.

In Europa gibt es ein großes Interesse an indianischer Spiritualität und hier vor allem an Schwitzhütten-Zeremonien oder Visionssuchen. Wissen die Lakota davon und wenn ja, wie denken sie darüber?

Das ist eine zweischneidige Angelegenheit. Durch das Buch bekomme ich viele Zuschriften mit Anfragen für Aufenthalte bei den Lakota. Ich antworte dann immer, in der Schule können wir keine Praktikanten aufnehmen. Da kam mir die Idee eines Tipi-Camps. Das sind zwei Wochen, in denen Leute zu uns kommen können, die etwas mehr über das Leben der Lakota erfahren möchten. Wir haben einen Lakota-Guide, es gibt Besuche von Pow Wows, eine Fahrt in die Bad Lands, einen Besuch in Wounded Knee und dem *Red Cloud Heritage Museum*. Kurz wir haben ein tolles Programm zusammengestellt. Das traf auch bei den Lakota auf gute Resonanz.

Nun kommt aber die heikle Seite, und die betrifft die Zeremonien. Es ist uns sehr wichtig darauf hinzuweisen, dass Zeremonien kein Teil des Tipi-Camp Programm sind. Und zwar, weil es für die Lakota das oberste Gebot ist, dass man Zeremonien und Rituale nicht als Dienstleistung versteht, die man verkaufen kann. Sie wollen ihre Spiritualität nicht mit Geld verbinden. Ich weiß wohl, dass es Leute gibt, die Interessierte für viel Geld mit in die Black Hills auf Visionssuche nehmen. Die Indianer sind darüber entsetzt. Sie sagen, die heiligen Zeremonien darf man nicht verkaufen!

Als ich herkam, hat jemand meinen Mann Bob gefragt, woran er erkennt, dass ein Mediziner echt ist. Bobs Antwort war, wenn das, was er tut, irgendwie mit Geld zu tun hat oder er Geld dafür verlangt, lass die Finger davon.

Wie kamen Sie für Ihr Kindergarten- und Schulprojekt ausgerechnet auf die Waldorfpädagogik?

Als ich Bob kennen lernte, hatte er schon ein Buch von Rudolf Steiner gelesen und im Regal stehen. Ich war zufällig auch auf einer Waldorf-Schule. Auch einige andere Lakota vom Ogalala College kannten die Waldorfpädagogik. Als das Thema aufkam, dass bei den staatlichen Schulen die Abbrecherquote so hoch sei, weil die Kinder die Lakota-Sprache nicht lernen und auch nichts über ihre Kultur, es also eine Diskrepanz zwischen dem staatlichen Schulangebot und dem Leben der Lakota gibt, war klar, dass wir eine andere Schulform brauchen.

Die Waldorf-Pädagogik gab uns eine Form, in die wir die Sprache und Kultur der Lakota hineingießen konnten. Wir mussten das Rad nicht neu erfinden.



Der Spielplatz des Lakota-Waldorf-Kindergartens

Daraufhin haben wir uns verschiedene Schulmodelle angeschaut. Als Bob dann die Waldorf-Schule ins Gespräch brachte, traf das auf Zustimmung.

Wo genau gibt es Gemeinsamkeiten zwischen Waldorf-Pädagogik und Lakota-Kultur?

Die Kinder lernen bei beiden durch das Tun. Der Slogan der Waldorf-Schulen in Amerika heißt: *learning with head, hand and heart* (mit Verstand, Händen und dem Herzen lernen) und das fasst die Lebensweise der Indianer passend zusammen. Die Mädchen haben früher langsam die Aufgaben der Frauen gelernt und übernommen, die Jungen von den Männern. Das staatliche Schulsystem funktioniert deshalb so schlecht für sie, weil sie sich hinsetzen und stumpf Wissen in den Kopf hämmern müssen, das mit ihrer Kultur und Lebensweise überhaupt nichts zu tun hat.

Tabor White Buffalo ist unser erster Lakota-Waldorf-Lehrer. Er setzt sich mit den Kindern hin und singt Lakota. In der Waldorf-Pädagogik geht man davon aus, dass die Kinder Lerninhalte besser aufnehmen, wenn sie im frühen Alter gesungen werden. Für die Lakota wiederum ist das Geschichtenerzählen und -singen immer ein sehr wichtiges Element, um Wissen weiterzugeben.

Welche Chancen, welche Lebensperspektive haben die Kinder, wenn Sie in den Waldorf-Kindergarten und hoffentlich auch bald in eine erste Waldorf-Schulklasse gehen können?

Nachher weiter zu machen. Es sind leider nur knapp 50 % die es weiter schaffen, eher sogar weniger. Von denjenigen, die die Schule beenden, sind es nur wenige, die anschließend aufs College gehen und noch weniger, die es auch wirklich beenden.

Alkoholabhängigkeit, Hoffnungslosigkeit und Resignation sind große Themen hier. Allerdings sind es jedes Jahr mehr Jugendliche, die das Ogalala College beenden, auch weil die Schule bemüht ist, sich an die Bedingungen anzupassen, und finanzielle Unterstützung bietet, beispielsweise durch Stipendien. Aber das ist längst nicht das einzige Problem.

Viele haben keine Möglichkeit, ans College zu kommen, weil sie kein Auto oder keine Mitfahrgelegenheit haben. Um durchzuhalten, muss man aber ein Ziel oder eine Vision fest vor Augen haben. Viele geben einfach auf, weil sie das Gefühl haben, sie schaffen es nicht.

Ich bin ja selbst Studentin am Ogalala College. Wenn das Semester anfängt, sind wir 20 in der Klasse. Am Ende sind wir vielleicht noch sieben. Mehr als die Hälfte hören auf.

Was ist Ihre Vision für die Zukunft?

Ich wünsche mir ein Waldorf-Lakota-Zentrum mit einer Schule, die bis zur zwölften Klasse geht. Mit Gebäuden in Tipi-Form im Kreis errichtet, wie es bei den Lakota früher üblich war. Und ich wünsche mir, dass wir dafür erneuerbare Energien, also Sonne und Wind, nutzen könnten.

Das Interview führte Claudia Hötzendorfer



BUCH-TIPP

Isabel Stadnick
**Wo meine Seele wohnt -
Mein Leben bei den
Lakota**
(Blanvalet, 2011)

Kontakt:

Isabel Stadnick
P.O. Box 279
Kyle, South Dakota 57752, USA
Tel. 001/6 054 552 676
Büro: 001/6 054 552 487
www.lakotawaldorfschool.org
www.lakotafoundation.org
www.lakotatipicamp.org

Spendenkonto:

Spenden aus Deutschland:

Kontoinhaber: Freunde der Erziehungskunst
Kontonummer: 13 042 010
GLS Bank Bochum - BLZ: 430 609 67
Wichtig: Verwendungszweck: 4606 Lakota
Waldorf School

Spenden aus der Schweiz:

Spendenkonto: Lakota-Stiftung
PC: 60-597406-2
IBAN: CH12 0900 0000 6059 7406 2
BIC: POFICHBEXX